

Zürcher Shakespeare-Frühausgaben : "Shakespear Theatralische Werke"

Autor(en): **Leemann-van Elck, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **1 (1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

P. Leemann-van Elck | Zürcher Shakespeare-Frühausgaben
(«*Shakespear Theatralische Werke*»)

Die heutige Generation ist sich kaum mehr bewußt, welche eminente geistige Bereicherung die deutsche Kultur durch Vermittlung der damals führenden zürcherischen Verlagsgesellschaft Orell, Geßner & Co. erfuhr. Dies war in besonderem Maße der Fall, als sie im Jahre 1762 die Herausgabe von «Shakespear Theatralische Werke, aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland» in die Wege leitete. Vor diesem Zeitpunkt waren nur wenige Stücke des großen britischen Dramatikers in Übertragungen der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht worden. Der für das Gewaltige so empfängliche Berner Dichter Albrecht von Haller hatte als einer der ersten auf den Riesengeist verwiesen. Der berühmte Zürcher Literaturerneuerer, Professor Johann Jakob Bodmer, war ihm ein wenn auch mehr stiller Verehrer, der sich nicht scheute, ganze Sätze aus dessen Werken in die eigenen fließen zu lassen. An eine Verdeutschung wagte er sich aber nicht und begnügte sich mit Miltons verlorenem Paradies, das er um so eifriger beackerte.

Shakespeares Dramen waren also in Bodmers Kreise nicht unbekannt, und der junge schwäbische Dichter Martin Wieland empfing wohl seine ersten Eindrücke über das Werk des britischen Dramatikers bei seinem Aufenthalt in Zürich; aber erst im stillen Biberach reifte in ihm der Gedanke an eine Übertragung. Um 1761 verarbeitete er dort Shakespeares Sommernachts Traum und Sturm zu einem Stück für die Lokalbühne, wobei in ihm der Gedanke der Übersetzung weiterer Dramen Shakespeares aufkam. Das befreundete Zürcher Verlagshaus zeigte sich zu günstigen Bedingungen zum Druck bereit und veröffentlichte die von Wieland verdeutschten 22 Hauptstücke Shakespeares bis 1766 in acht Großoktavbänden. Diese erste Gesamtausgabe vermittelte erstmals das Gedankengut des Briten den deutschen Lesern in seiner ganzen Größe und Wucht.

Wieland hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten das Werk vollendet, schreibt er doch an die Verleger: «Endlich bin ich imstande, Ihnen auch den Rest von Shakespeare zu übersenden. Ich wünsche Ihnen und mir selbst zu dem erreichten Ziel dieser weitläufigen Unternehmung Glück.

Ich habe dabei geleistet, was möglich war. Ich schaudre selbst, wenn ich zurücksehe und daran denke, daß ich den Shakespeare zu übersetzen gewagt habe. Wenige können sich die Mühe, die Anstrengung, die oft zur Verzweiflung und zu manchem Fluch treibenden Schwierigkeiten dieser Arbeit vorstellen. Ich sehe die Unvollkommenheit dessen, was ich getan habe; aber ich weiß es, daß Richter von ebensoviel Billigkeit als Einsicht mit mir zufrieden sind. Genug, diese herkulische Arbeit ist nun getan, und, bei allen Göttinnen des Parnasses, ich würde sie gewiß nicht wieder anfangen, wenn sie erst getan werden sollte! –»

Diese heute äußerst selten gewordene erste Gesamtausgabe stellt nicht nur literarisch, sondern auch künstlerisch eine bibliophile Kostbarkeit dar. Dem Gehalte entsprechend, hatte sich die Offizin alle Mühe gegeben, die Bände bezüglich Druck und Ausstattung vorbildlich zu gestalten. Kein Geringerer als der Idyllendichter und Maler-Radierer Salomon Geßner, der Teilhaber der Firma, schuf dazu die geschmackvollen Titelblätter im beschwingten Stile des Spätrokoko und die zahlreichen zierlichen Kopfvignetten. So trennte sich der junge Goethe nur ungern von dem prächtig ausgestatteten Werk, dessen Einwirkung im «Götz von Berlichingen» spürbar ist. Für die Literaten der Sturm- und Drangzeit war Shakespeare der Abgott, und das von ihm bevorzugte 16. Jahrhundert ihre Lieblings-epoche. Mit Recht vergleicht aber ein Kritiker die Genies im Verhältnis zu dem großen britischen Dichter mit der Katze, die den Schritt des Löwen nachahmen wolle, dazu aber ihr bescheidenes Miauen ertönen lasse. Dem Zürcher Maler Heinrich Füßli, der in der Folge in England zu hohem Ansehen und Ruhm gelangte, tat sich in den Dramen Shakespeares, die er in ihrer Ursprache auskostete, eine Welt voll prangender Größe und leidenschaftlichen Lebens auf, die so recht seinem Sinn entsprach und ihn zu künstlerischen Höchstleistungen anspornte. Wielands Übersetzung erschien ihm freilich als Tändelei, und er wünschte, daß der Verfasser «von seiner schwäbischen Flamme verzehrt worden wäre, ehe er Shakespeare mit unheiliger Hand antastete». Gewiß, er ließ seinen Nachfolgern noch



*Titelblatt von Band 1 der ersten Zürcher Shakespeare-Ausgabe, radiert
von Salomon Gessner*

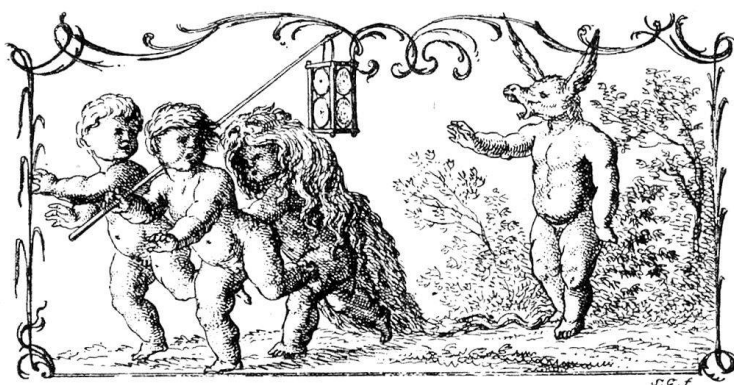
vieles zu tun übrig; aber der erste Schritt, den er mit Mut und Geschicklichkeit und unter größten Schwierigkeiten gewagt hat, ist deshalb nicht weniger verdienstvoll, was auch der bedeutende Literaturkritiker Lessing freudig anerkannte.

In der Tat zeigte es sich, daß die Wielandsche Übersetzung einer Verbesserung bedurfte, und so veranlaßte denn die Nachfolgefirma Orell, Geßner, Fübli & Co. den mit Fübli befreundeten Professor Johann Joachim Eschenburg zu Braunschweig, eine Überarbeitung und Ergänzung vorzunehmen. Der Druck dieser «neuen Ausgabe» erfolgte in den Jahren 1775 bis 1782 in 13 Oktavbänden, betitelt «William Shakespear's Schauspiele», wozu Salomon Geßner wiederum den

mit eine künstlerisch wertvolle Ausgabe geschaffen.

Da Eschenburgs Arbeit, die der Verlag gut honoriert hatte, in Deutschland sofort nachgedruckt wurde, war der klingende Erfolg des Unternehmens nicht der verdienstvollen Befruchtung des deutschen Geisteslebens angemessen. Dies trug dazu bei, daß die Firma die von A. W. Schlegel durchgeführte metrische Übertragung, die ihr zum Druck angeboten worden war, zurückwies. Schlegels 1797 bis 1810 erschienene Ausgabe brachte die von Wieland und Orell, Geßner & Co. gepflanzte Frucht zu voller Reife.

Um den Widerhall, den die Dramen des Gewaltigen damals sogar in Volkskreisen hervor-



*Kopfradierung Salomon Geßners zum ersten Aufzug von
«St. Johannis Nachts-Traum» in der ersten Zürcher Shakespeare-Ausgabe*

Buchschmuck radierte, bestehend aus einem Frontispiz – die Büste Shakespeares – und 13 anmutigen, humorvollen Titelvignetten. Die Verse des englischen Originals sind, wie schon bei Wieland, in Prosa wiedergegeben. Diese zweite deutsche Gesamtausgabe enthält 43 Stücke, und auch dieser Druck gereicht dem Zürcher Verlag zu hoher Ehre.

Um 1798 begann die Offizin mit einer «neuen, ganz umgearbeiteten» Ausgabe, ebenfalls von Eschenburg revidiert. Sie erreichte in der Nachfolgefirma Orell, Fübli & Co. bis 1806 zwölf Großoktavbände mit 36 Theaterstücken. Das Frontispiz mit dem Bildnis Shakespeares und die reizvollen Titelvignetten schuf diesmal der talentierte Zürcher Stecher Heinrich Lips. Zudem enthalten die Bände treffliche, englischen Ausgaben entnommene Stiche, wovon einige von Heinrich Fübli oder Fuseli, wie ihn die Engländer nannten, stammen. Der Verlag hat auch da-

riefen, zu bewerten, verweisen wir auf Uli Bräker, den «armen Mann im Tockenburg», der seine Gedanken darüber in «Etwas über Shakespeares Schauspiele, von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß, ihn zu lesen» intuitiv niedergeschrieben hat. Neben den vielen gelehrten Kritiken und ausgeklügelten Urteilen verdienen die naiven, treffenden Bemerkungen des Zeitgenossen Wielands, des mit den Nöten des Lebens ringenden, armen Wattwiler Webers und Handelsmannes besondere Beachtung, zeigen sie uns doch, daß zum Verständnis großer, lebensnaher Dichtung ein einfältiges, fühlendes Herz genügt. Bräker suchte und fand den sicheren Trost für sein elendes Erdendasein immer wieder bei den Büchern, vor allem in der Bibel und bei Shakespeare. Im Vorwort zum Selbstgespräch über die 36 Theaterstücke, in die sich der Autodidakt vertiefte, drückt sich rührende Bewunderung aus: «Himmel, wel-

William Shakespears
Schauspiele.

Neue Ausgabe.

Von

Joh. Joach. Eschenburg,
Professor am Collegio Carolino in Braunschweig.



Erster Band.

Zürich, bey Orell, Gessner, Fueslin und Compagnie.

1775.

*Titelblatt von Band 1 der zweiten Zürcher Shakespeare-Ausgabe.
Radierung von Salomon Gessner*

William Shakspeare's
Schauspiele.

Neue ganz umgearbeitete Ausgabe.

von

Johann Joachim Eschenburg.



H. Lips

Der Sturm: Act. V. Sc. IV.

Erster Band.

Zürich,
bei Orell, Geßner, Füßli und Compagnie.
1798.

*Titelblatt von Band 1 der dritten Zürcher Shakspeare-Ausgabe.
Kupferstich von Heinrich Lips*

che Dummheit! Ein ungelehrter Tropf, ein grober Tölpel, ein Flegel, der irgend in einem wilden Schneeberg von zwei Klötzen ausgeheckt worden, der weder Erziehung noch Talente hat, so ein Plock erfrecht sich, an dem großen Genie sich zu vergreifen, sich an den größten Mann zu machen und seine Schriften zu kritisieren, die von der ganzen gelehrten Welt bewundert und angebetet werden. – Himmel, bewahre mich – nein, mein hochgelahrter Herr, ich würde zittern, wenn mir irgend ein kritisches Wort entwischen sollte, wann irgend ein tadelnder Gedanke in meinem Busen aufsteigen sollte. Ich ehre diesen großen Mann so sehr, als man einen Verstorbenen ehren darf, und wünsch ihn in jener Welt anzutreffen. Das Glück, seine Werke zu lesen, drängt mir diese Zeilen zu seinem Lobe ab, und wenn Shakespeare noch lebte, würde er dies unmündige Lob nicht verachten; vielleicht mich zwischen den Rippen kennen und lächelnd ein gütiges Urteil fällen. Nein, nur über alle Teile etwas, nichts Kritisches, nur Gefühl, Empfindungen, Gedanken bei diesem und jenem Stück – mit diesem lieben Mann reden, als wenn er bei mir am Tisch säße.»

Bräkers kluge, gefühlvolle Gedanken füllen ein ganzes Bändchen. Im «Sturm» erkennt er Shakespeare als einen wundertätigen Theatergott.

«Dein Sturm gefällt mir, lieber William, er hat keiner Seele Leids getan – und da hast du lauter so lustige Burschen, die imstande sind, einen solchen Sturm auszuhalten.» An den «Sommer-nachtstraum» knüpft er allerlei Reflexionen über die verschiedenen Narren dieser Welt. Die «Lustigen Weiber zu Windsor» sind nicht nach seinem Geschmack, da gar so keine Person vorkomme, die einem die Seele bewegt; er charakterisiert Falstaff trefflich. «Macbeth» ergreift ihn tief. In der «Widerspenstigen Zähmung» findet er manche Parallele zum eigenen Haushalt. «Julius Cäsar» hat ihn zu viel Denkens angeregt, und er hat ihn mit Herzenslust gelesen und wieder gelesen. «Es soll mir einer kommen, der solch einen Cäsar, Brutus, Cassius und Antonius mache!» Als «König unter allen Spielen», als «Kern aller Werke», als «Edelstein in der Krone» preist er den «Hamlet». Shakespeare scheint ihm «Himmelsmacht» zu haben und im «Götterton» zu reden. Er ruft ihm zu: «Unsterblicher William, du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten. Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft fast rasend gemacht, du hast meine Brust aufgerissen, in Mitleid schmelzen gemacht, hast mich traurig, betrübt und melancholisch gemacht – und alles wieder geheilt!»

E. St. | Der Larifunkus und sein Buch



in Apotheke schreibt Verse. Das ist schon dagewesen. Die Verse sind mäßig, und der Mann heißt Huber. Selbst diese Tatsachenverbindung mag nicht neu sein unter der Sonne, und endlich auch nicht der

Umstand, daß der pillendrehende Dichter es für ein Unrecht hielte, seine Musenkinder der Allgemeinheit vorzuenthalten. Er beglückt jede «Blumenlese», jedes «Poetische Portefeuille», jedes «Schweizerische Museum», und wie die Gedichtsammlungen unseres Landes in den achtziger Jahren seines schöngeistigen Jahrhunderts noch heißen mögen, mit Einsendungen.

Trotz diesem vermutlichen Mangel an Einma-

ligkeit mögen die besondern Umstände des Dichters und die bibliophilen Vorzüge des einzigen Straußes, den er aus den Blüten seines Geistesapfels gebunden hat, eine Erwähnung an dieser Stelle rechtfertigen.

Man stellt sich das betriebsame Männchen mit dem Gebärdenspiel des lebhaft veranlagten Strebers und den beifallshungrigen Augen unter der etwas engen, stark zurückweichenden Stirne vor, wie es in seiner Apotheke an der Schiffflände zu Basel den Pegasus reitet:

«Ich spor- und peitsch und treibe bis gen
Himmel;
Denn Flügel hat – Ihr Schönen denkt – der
Musen Schimmel:
Und bring Euch dann mit gutem Glück,